

Französische Literaturgeschichte



Jürgen Grimm
Susanne Hartwig
(Hrsg.)

6. Auflage



J.B.METZLER

Französische Literaturgeschichte

unter Mitarbeit von

Elisabeth Arend, Wolfgang Asholt, Marc Föcking,
Bernhard Huß, Roland Ißler, Sabine Jöckel, Marion
Kühn, Hans-Jürgen Lüsebrink, Jochen Mecke,
Gesine Müller, Gisela Schlüter, Sabine Schmitz,
Franziska Sick und Margarete Zimmermann

herausgegeben von Jürgen Grimm (†) und
Susanne Hartwig

6., vollständig neubearbeitete Auflage
mit 350 Abbildungen

Verlag J.B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Autorinnen und Autoren

Seite 1 bis 7 (Das mittelalterliche Frankreich vom Beginn bis zum 13. Jh.):

Sabine Jöckel, Langenfeld

Seite 7 bis 84 (Früh- und Hochmittelalter): **Roland Ißler**, Bonn

Seite 85 bis 113 (Spätmittelalter): **Margarete Zimmermann**, Berlin

Seite 114 bis 149 (Renaissance): **Bernhard Huß**, Berlin

Seite 150 bis 195 (Klassik): **Jürgen Grimm** †; überarb. von **Franziska Sick**, Kassel

Seite 196 bis 243 (Von der Aufklärung bis zur Französischen Revolution):

Gisela Schlüter, Erlangen

Seite 244 bis 290 (Von der Romantik bis zum Naturalismus): **Marc Föcking**, Hamburg

Seite 291 bis 321 (Die III. Republik): **Jochen Mecke**, Regensburg

Seite 321 bis 341 (Politische und kulturelle Entwicklungen der 1930er Jahre):

Margarete Zimmermann, Berlin

Seite 342 bis 385 (Zwischen Kaltem Krieg und Wirtschaftswunder):

Susanne Hartwig, Passau

Seite 386 bis 417 (Von der Ära Mitterrand bis zur Gegenwart):

Wolfgang Asholt, Osnabrück

Seite 418 bis 433 (Belgien): **Sabine Schmitz**, Paderborn

Seite 434 bis 446 (Kanada): **Marion Kühn**, Québec

Seite 447 bis 458 (Karibik): **Gesine Müller**, Köln

Seite 459 bis 471 (Maghreb): **Elisabeth Arend**, Bremen

Seite 472 bis 491 (Schwarzafrika): **Hans-Jürgen Lüsebrink**, Saarbrücken

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02420-6

ISBN 978-3-476-00733-9 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-00733-9

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2014

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Früh- und Hochmittelalter 1

Das mittelalterliche Frankreich vom Beginn bis zum 13. Jahrhundert 1

Anfänge volkssprachlicher Schriftkultur 7

Sprachgeschichtlicher Hintergrund:

Zwischen Latein und Volkssprache 7

Die *Serments de Strasbourg*:

Das erste volkssprachliche Schriftzeugnis 9

Frühe geistliche Literatur: Liturgie und Heiligenverehrung 10

Ungeschriebene und verlorene Literatur 15

Großepik: Von der *Chanson de geste* zum »roman courtois« 15

Die *Chanson de geste*: Glaubenskämpfe und Helden der
Feudalgesellschaft 16

Der »roman antiquisant«: Gelehrte Anverwandlung antiker
Traditionen 26

Der »roman courtois«: Amour und Chevalerie im höfischen
Versroman 34

Mischformen des Romans: Abenteuer und schicksalhafte Irrfahrten in Vers
und Prosa 46

Lyrik: Altokzitanische und nordfranzösische Liedkultur 51

Lyrik der »troubador«: Die Kunst der Liebesdichtung 51

Lyrik der »trouvères«: Im Spannungsfeld zwischen höfischem und
volkstümlichem Stil 59

Theater: Vom geistlichen zum profanen Schauspiel 64

Kleinepik: Zwischen höfischer Kultur und bürgerlicher Satire 66

Fabliau, Dit, Fabel, Bestiarium und Lai: Erzählerische Vielfalt der
Versdichtung 66

Der *Roman de Renart*: Tierdichtung in satirischen Episoden 72

Allegorische Literatur 75

Die Tradition der Allegorie: Von der Bibelexegese zur weltlichen
Kunstwahrheit 75

Der *Romanz de la rose*: Vom höfischen Liebestraum in die bürgerliche
Realität 76

Der *Ovide moralisé*: Die antike Mythologie im christlichen Gewand 81

Spätmittelalter 85

Von der Krise zum Neubeginn 85

Mäzenatentum und kulturelle Zentren 87

Themen und Tendenzen spätmittelalterlicher Literatur 89

Geschichtsschreibung und Memoirenliteratur	93
Der Streit um den <i>Roman de la Rose</i>	95
Didaktische Literatur	96
Novellen und Novellenähnliches	99
Darstellung und Deutung von Wirklichkeit im Roman	101
Das melancholische Ich in der Lyrik	106
Theater: Religiöses Spiel, Moralités, Sottien, Farcen	110

Von der Renaissance bis zur Klassik 114

Renaissance	114
Begriff und Abgrenzung	114
Historischer und kultureller Kontext	115
Die Lyrik: Gattungseneruierung, formalästhetische Brillanz und dogmatische Fixierung	129
Das Theater zwischen mittelalterlicher Tradition und frühneuzeitlicher Innovation	140
Variationsbreite langer Erzähltexte: Epischer Heroismus, kosmologisches Wissen, zeithistorischer Bezug und »karnevalistische« Überformung	141
Frühneuzeitliche Novellistik	145
Ein Buch der Individualität: Montaignes <i>Essais</i>	147
Klassik	150
Literatur und Kunst im Zeitalter der absoluten Monarchie	150
Philosophische und theologische Strömungen	160
Sprachreform und Erneuerung der Lyrik	164
Galanterie, Komik und Utopie im Roman	166
Theater und Politik unter Richelieu	172
Ludwig XIV. und der Theater-Staat	177
Literarische Kleingattungen	181
Salongattungen und ihre Ästhetik der »négligence« und »diversité«	184
Geschichte und Wahrscheinlichkeit im Roman	186
Das »siècle classique« im Urteil der Kanzelredner und Moralisten	188

Von der Aufklärung bis zur Französischen Revolution 196

Das Jahrhundert der Aufklärung	196
Von der Gelehrtenrepublik zur Wissensgesellschaft	202
Geschichte der Ästhetik und der Poetik	204
Die Frühaufklärung	208
Montesquieu: Konstruktiver Realist	210
Voltaire: Ironie und Engagement	212
Wandlungen des Romans	216
Formen kürzerer Erzählliteratur	220
Theater	221
Die Welt neu erfinden: Diderot und die <i>Encyclopédie</i>	226
Jean-Jacques Rousseau: Von den Ursprüngen erzählen	232
Lyrik	239
Moralistik	241
Die Französische Revolution	242

Von der Romantik bis zum Naturalismus 244

Politik, Kultur und Literatur im 19. Jahrhundert 244

Die Romantik als literarische Revolution 247

Klassizismus des Empire und neue Tendenzen vor 1800 247

Auf dem Weg zur Romantik: Poetologische Diskussionen um 1800 249

Die zweite Welle der romantischen Theoriedebatte um 1820 251

Elemente romantischer Poetik 254

Erzählliteratur der Frühromantik 256

Walter Scott und der französische historische Roman 1826–1831 260

Romantische Lyrik zwischen Prophetie und Isolation 263

Die Romantik auf der Bühne 268

›Poésie pure‹ und Realismen (1830–1870) 270

Politik, Geld und industrielle Kultur 270

Erfolgsgattung Roman (1830–1860) 273

Antirromantik in Lyrik und Roman: Gautier, Parnasse contemporain, Flaubert, Baudelaire 281

Postromantisches Theater: Vaudeville und Operette 286

Wissenschaft und Literatur im Naturalismus 287

Von der Belle Époque bis zum Zweiten Weltkrieg 291

Die III. Republik 291

Gesellschaft, Medien und Literatur im Zeichen des Wandels 291

Der Roman zwischen Realem und Imaginärem 295

Lyrik 303

Theater 311

Avantgarden 315

Politische und kulturelle Entwicklungen der 1930er Jahre 321

Themen und Tendenzen der Literatur 325

Merkmale des Romans der 1930er Jahre 328

Theater am Ende der III. Republik 332

Die Niederlage von 1940 und ihre Auswirkungen 333

Im Umkreis des Faschismus 338

Intellektueller Widerstand 339

Von 1945 bis zur Gegenwart 342

Zwischen Kaltem Krieg und Wirtschaftswunder (1945–1975) 342

Die ›Trente Glorieuses‹ 342

Zwischen ›littérature engagée‹ und Flucht aus der Gegenwart 347

Im Umkreis des Absurden Theaters 355

Texte jenseits des Erzählens: Nouveau Roman, Sprachexperimente, Literaturkritik 361

Die Lyrik zwischen Symbol, Experiment und Spiel 367

›Hybride‹ Texte 372

Massenliteratur 373

Über Buch und Schrift hinaus 375

Neues (politisches) Bewusstsein im Umkreis der ›1968er Jahre‹ 380

Von der Ära Mitterrand bis zur Gegenwart 386

Nicht nur ›French theory‹: Literaturtheorie und Literaturwissenschaft 387

Eine Gattung der Transgressionen: Die Lyrik	389
Die Reliterarisierung des Theaters	392
Der Roman seit den 1980er Jahren	397
Noch französischer Roman: Das ›Dazwischen‹ der ›littérature beur‹	409
Die Novelle: Renaissance und Weiterentwicklung einer Gattung	412
Der Kriminalroman	413
Film und Literatur	414

Frankophone Literaturen außerhalb Frankreichs 418

Belgien	418
Französischsprachige Literatur vor 1830	418
Gründungsmythen und Identitätsentwürfe (1830–1879)	419
Kolonialzeitalter und Erster Weltkrieg	420
Literarische Avantgarden und ›Paraliteratur‹ (1920–1950)	423
Literatur in Zeiten von Identitäts- und Wirtschaftskrisen (1950–1970)	428
Auf der Suche nach neuen Formen und Zugehörigkeiten (1970–2010)	430
Kanada	434
Die Nouvelle-France – Gründertexte (1534–1763)	434
Auf dem Weg zur Nationalliteratur	435
Die ›littérature canadienne-française‹ zwischen Bewahrung und Aufbruch	438
Die Erfindung der ›littérature québécoise‹	440
Kulturelle und literarische Vielfalt seit 1980	443
Karibik	447
Kolonisierung	447
Die Haitianische Revolution	448
Das 19. Jahrhundert	450
Die Négritude: Schwarzer Essentialismus als Emanzipation	453
Die haitianische Literatur zwischen Exil und Diaspora	454
Créolité und ›Tout-monde‹	455
Jüngste Entwicklungen	456
Maghreb	459
Geschichte und Kultur des Maghreb und seiner Länder	459
Die Literaturen des Maghreb	460
Die Anfänge der autochthonen Literaturen: Von der Kolonialzeit bis zur Unabhängigkeit	462
Von der Unabhängigkeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts: Postkoloniale Literaturen	465
Die Gegenwart	470
Schwarzafrika	472
Koloniale Entstehungskontexte	472
Koloniale Kultur und frühe afrikanische Literatur (1920–1945)	474
Literaturen des antikolonialen Widerstands (1945–1960)	477
Visionen und Desillusionierungen der Unabhängigkeitsära 1958/1960 bis heute	481
Schriftstellerinnen ergreifen das Wort	483
In zwei Sprachen schreiben: Bilinguismus und Multikulturalität	485

Gegenwartstraumata und Vergangenheitsbewältigung 487

Afrikanische Gegenwartsliteraturen zwischen Migration und globaler
Medienkultur 489

Bibliographie 493

Personen- und Werkregister 510

Sachregister 535

Bildquellen 540

Vorwort zur sechsten Auflage

Eine Literaturgeschichte zu schreiben, erfordert Mut zur Lücke und Mut zur Synthese, soll die Darstellung doch umfassend und trotzdem übersichtlich, genau und dennoch lesbar, eine repräsentative Auswahl und doch keine normative Festlegung sein. Doppelten Mut haben alle Autorinnen und Autoren der vorliegenden Literaturgeschichte bewiesen; unter Bezugnahme auf den neuesten Forschungsstand erzählen sie im besten Sinne des Wortes *eine* Geschichte der französischen Literatur. Für die 6. Auflage wurden neun der fünfzehn Kapitel komplett neu verfasst, die anderen Kapitel gründlich überarbeitet und aktualisiert. Dem ursprünglichen Konzept bleibt diese Auflage der Französischen Literaturgeschichte insofern treu, als sie literarische Texte im Spannungsfeld unterschiedlicher ideen- und mentalitätsgeschichtlicher Strömungen und somit im Kontext ihrer Zeit darstellt, allerdings – dies ist neueren Forschungsansätzen geschuldet – ohne besondere Akzentuierung des sozialhistorischen Hintergrundes. Exemplarische Darstellungen von Schlüsselwerken und zentralen Autoren veranschaulichen, wie Literatur Bestandteil gesellschaftlicher und kultureller Praktiken ist. Gemäß dem Interesse eines Großteils der Leserschaft und entsprechend den Erfordernissen der Mehrzahl romanistischer Studiengänge wird der Literatur des 20. und des 21. Jahrhunderts mehr Raum zugestanden als zuvor. Wie in den vorherigen Auflagen wurde auf einen weitestgehend einheitlichen Ansatz und Stil geachtet.

Die Literaturgeschichte wendet sich sowohl an Studierende und Lehrende an Universitäten als auch an Interessierte außerhalb der Universität. Ihre Zielsetzung ist, sowohl Fachwissen in kondensierter Form bereitzustellen als auch ein anregendes Lesebuch für Leserinnen und Leser ohne besondere Vorkenntnisse zu sein. Jedes Kapitel vermittelt einen systematischen Überblick über eine literarische Epoche und ihre geistesgeschichtlichen Zusammenhänge und stellt anschließend repräsentative Autoren und exemplarische Texte genauer vor. Bilder und Illustrationen veranschaulichen dabei die komplexen Sachverhalte. Pointierende und lektüreleitende Begriffe auf der Marginalspalte ermöglichen eine rasche Orientierung. Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wurde bei den Darstellungen das generische Maskulinum gewählt.

Wie in den fünf vorhergehenden Auflagen werden die Literaturen der Frankophonie eigenständig beschrieben – *cum grano salis*, denn literarhistorische, soziokulturelle, ethnologische und vielfach auch historische oder geistesgeschichtliche Einordnungen sind nie eindeutig. Auf ein eigenes Kapitel zur französischsprachigen Literatur der Schweiz wurde verzichtet, da auf die entsprechende Literaturgeschichte im Metzler-Verlag verwiesen werden kann. Da die Literaturgeschichte einen Überblick vermitteln will, ohne durch eine Fülle von Texten

und Klassifizierungen zu verwirren, musste die Auswahl im Hinblick auf eine immer fragwürdige Repräsentativität erfolgen. Wo immer es sich anbot, wurden jedoch auch ›kleinere‹ und wenig prestigereiche Gattungen berücksichtigt, die gleichwohl das literarische Klima einer Zeit entscheidend prägen und über die Mentalität und den Publikumsgeschmack verlässlich Auskunft geben. Im 20. und 21. Jahrhundert werden zudem auch neue Medien wie Film, Radio und Fernsehen einbezogen.

Ich danke allen Autoren und Autorinnen der Kapitel für die gute Zusammenarbeit. Für außergewöhnlich engagierte Mitarbeit an der Endredaktion des Manuskriptes bedanke ich mich bei Petra Millies-Bald, die auch das Register sorgfältig und umsichtig eingerichtet hat. Für genaues Korrekturlesen des Manuskripts danke ich des Weiteren meinen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Birgit Aka und Nathalie Bödicker. Herzlich danke ich überdies meinem Mann Norbert Rump für seine nie ermüdende Gesprächsbereitschaft, seine kritische Lektüre und die zahlreichen anregenden Diskussionen. Herzlicher Dank gebührt schließlich auch und vor allem Dr. Oliver Schütze vom Metzler-Verlag für seinen unermüdlichen redaktionellen Einsatz, seine Geduld und seine wertvollen Ratschläge.

Der Herausgeberin kam während der langen Wochen der Arbeit an der Literaturgeschichte nicht selten La Bruyères Satz in den Sinn: »C'est un métier que de faire un livre« – Jürgen Grimm pflegte ihn bei seiner philologischen Arbeit des Öfteren zu zitieren. Dem Andenken an Jürgen Grimm (1934–2009), den großen Kenner der französischen Literatur, sei diese Auflage gewidmet.

Passau, im Juli 2014

Susanne Hartwig

Vorwort zur fünften Auflage

Die Erstauflage der vorliegenden *Französischen Literaturgeschichte* ist vor sieben Jahren erschienen; und auch das Erscheinen der 4. überarbeiteten und aktualisierten Auflage liegt bereits sieben Jahre zurück. Zwar hat sich das grundlegende Ordnungsprinzip der ersten Auflage dieser Literaturgeschichte nicht kategorial verändert: Noch immer prägen die großen kulturhistorischen Epochen sowie das Jahrhundertprinzip – Mittelalter, die Renaissance, das »klassische« 17. Jahrhundert, das 18. Jahrhundert als das der Aufklärung, das »romantische« 19. Jahrhundert – die literaturgeschichtliche Periodisierung. In der Tat zeichnen sich diese Epochen und Jahrhunderte durch eine wenn auch variierende Kohärenz aus, die es nahelegt, sie als eine Einheit darzustellen und unter einen der oben erwähnten Begriffe zu subsumieren. Hinter den sich dann anbietenden Kategorien verbirgt sich bei näherem Hinsehen jedoch eine derart verwirrende Vielfalt heterogener Erscheinungen, dass die Vorstellung einer Einheit der Epochen schnell fragwürdig wird. Grundsätzlich gilt daher die These, dass Kohärenz und Vielfalt der gemeinsame Nenner aller in dieser Literaturgeschichte dargestellten Epochen ist. Die Fülle der jedes Jahr erscheinenden neuen Publikationen zur französischen Literatur, welche die *Bibliographie der französischen Literaturwissenschaft* von Astrid Klapp-Lehrmann dokumentiert, lässt die Vielfalt der Perspektiven erahnen, unter denen alle, auch die älteren Epochen der französischen Literatur immer wieder neu betrachtet werden.

Dieser Vielfalt der Epochen und ihrem literarischen Reichtum trägt die vorliegende fünfte überarbeitete und aktualisierte Auflage der *Französischen Literaturgeschichte* erneut Rechnung. Daher wurde das einleitende Kapitel zum Früh- und Hochmittelalter neu geschrieben; die anderen Kapitel wurden in unterschiedlich intensiver Weise einer Aktualisierung unterzogen, und es wurde ein neues Kapitel hinzugefügt, das die Entwicklung der Literatur von 1980 bis 2005 darstellt; schließlich wurden alle Kapitel zu den frankophonen Literaturen außerhalb Frankreichs bis in die unmittelbare Gegenwart hinein aktualisiert sowie die entsprechenden Bibliographien auf den neuesten Stand gebracht.

Die Mehrzahl der Autoren der hier vorliegenden fünften Auflage haben schon für die vorhergehenden Auflagen verantwortlich gezeichnet; drei neue Mitarbeiter sind hinzugekommen – Karin Becker, Wolfgang Asholt und Ulrich Prill. Allen möchte ich für die zum Teil langjährige Zusammenarbeit meinen herzlichen Dank aussprechen. Dank gebührt auch der Kanzlerin der Westfälischen Wilhelms-Universität, Dr. Bettina Böhm. Sie hat die Erstellung des neuen Manuskripts und insbesondere des Registers durch die Bewilligung einer Hilfskraftstelle gefördert. Nicht zuletzt möchte ich Hanna Hageleit für die gewissenhafte und umsichtige Einrichtung des Registers danken. Und schließlich gebührt Dr. Oliver Schütze vom Metzler-Verlag mein ganz besonderer Dank für seinen unermüdlichen redaktionellen Einsatz und seine wertvollen Ratschläge.

Vorwort zur vierten Auflage

Die Erstauflage der vorliegenden *Französischen Literaturgeschichte* ist vor zehn Jahren erschienen; fünf Jahre später wurde sie in der dritten Auflage um die frankophonen Literaturen außerhalb Frankreichs erweitert. Innerhalb dieser Zeiträume haben sich nicht nur die Literaturen Frankreichs und der französischsprachigen Länder weiterentwickelt, auch unsere Kenntnisse und unsere Sichtweise, d.h. die Bewertung dieser Literaturen und der daraus resultierende literarische Kanon sind in ständigem Wandel begriffen. Dem trägt die hier vorliegende vierte Auflage Rechnung; sie wurde in allen Bereichen entsprechend dem neuesten Forschungsstand überarbeitet und bis zum Ende der neunziger Jahre aktualisiert. Für die schwierige Aufgabe der Sichtung und Wertung der neuesten Literatur sei insbesondere Brigitta CoenenMennemeier und den Autoren der Kapitel über die frankophonen Literaturen außerhalb Frankreichs gedankt.

Die Autoren der hier vorliegenden vierten Auflage haben schon für die vorhergehenden Auflagen verantwortlich gezeichnet. Für die langjährige loyale Zusammenarbeit möchte ich ihnen hier meinen Dank aussprechen.

Ein ganz besonderer Dank gilt Evelyn Kötter, die diese *Französische Literaturgeschichte* von Beginn an mit Interesse und Sorgfalt redaktionell begleitet hat. Nicht zuletzt möchte ich Susanne Hartwig, Barbara Malina, Elisabeth Serafim, Ruth Vorloeper und Philipp Rehage herzlich für die gewissenhafte Korrektur des neu erstellten Manuskripts dieser vierten Auflage und für die umsichtige Einrichtung der Register danken. Und schließlich gebührt Ute Hechtfisher vom Metzler Verlag Dank für ihren unermüdlichen redaktionellen Einsatz.

Münster, im August 1999

Jürgen Grimm

Vorwort zur dritten Auflage

Die hier vorgelegte dritte Auflage der *Französischen Literaturgeschichte* ist in ihrem Hauptteil der unveränderte Nachdruck der zweiten Auflage, die sich ihrerseits von der ersten allein durch die Korrektur einiger Schreibfehler etc. unterscheidet. Um dem aktuellen Informationsbedürfnis nachzukommen, schien es indes geboten, die Geschichte der französischen Literatur bis zum Beginn der 90er Jahre fortzuschreiben. Die schwierige Aufgabe der Sichtung und Wertung der neuesten Literatur hat wiederum Brigitta Coenen-Mennemeier übernommen. Dafür sei ihr herzlich gedankt.

Einem vielfach geäußerten Wunsch entsprechend, ist die vorliegende dritte Auflage um die Darstellung der frankophonen Literaturen außerhalb Frankreichs erweitert worden. Damit gibt der Band nicht nur ein verlässliches Panorama aller französischsprachigen Literaturen der Welt; indem er den Blick über Frankreich hinauswendet, sensibilisiert er zugleich für das oft dramatische Schicksal ganzer Völker.

Die Autoren der neu hinzugefügten Kapitel sind: Elisabeth Arend (Göttingen), Karlheinrich Biermann (Münster), Peter-Eckhard Knabe (Köln), HansJürgen Lüsebrink (Saarbrücken) und Hanspeter Plocher (Augsburg). Der Herausgeber dankt den Autoren für loyale Zusammenarbeit.

Für engagierte Mitarbeit möchte er sich vor allem bei Evelyn Kötter, doch ebenso bei Cerstin Bauer, Susanne Hartwig und Julia Heinemann bedanken. Dank gebührt schließlich und insbesondere Petra Wägenbaur vom Metzler Verlag für ihren unermüdlichen redaktionellen Einsatz und ihre wertvollen Ratschläge.

Münster, im Februar 1994

Jürgen Grimm

Vorwort zur ersten Auflage

Deutschsprachige Gesamtdarstellungen der französischen Literatur sind nicht eben zahlreich. Während in Frankreich kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht wenigstens eine ein- oder mehrbändige Literaturgeschichte erscheint, lassen sich die deutschsprachigen dieses Jahrhunderts nahezu an einer Hand abzählen. Einige von ihnen dürfen mit Fug und Recht als veraltet angesehen werden; anderen liegt ein Verständnis von (Literatur-)Geschichte und das heißt zugleich ein methodischer Ansatz zugrunde, die dem heutigen Forschungsstand nur bedingt entsprechen. Da sich darüber hinaus unsere Kenntnis der französischen Literatur ständig erweitert und sowohl der literarische Kanon als auch die Bewertung der Literatur einem fortwährenden Wandel unterworfen sind, erschien es den Autoren dieser Literaturgeschichte notwendig, eine neue Gesamtdarstellung vorzulegen. Dabei stand von vornherein fest, dass eine einfache Sammlung heterogener Beiträge, eine Buchbindersynthese also, vermieden werden sollte. Sowohl in ihrer Darstellungsweise als auch in ihrer Methode bemüht sich die vorliegende Literaturgeschichte um Homogenität.

Der begrenzte Rahmen dieser Literaturgeschichte stellte eines der größten Probleme dar. Er machte Vereinfachungen, Kürzungen, ja auch Auslassungen nötig. Vielfach verblieben selbst für die Darstellung ›großer‹ Autoren nur wenige Seiten, sodass es nicht möglich war, ihr Werk in seiner ganzen Fülle und Komplexität zu präsentieren. Insgesamt aber erschien es den Verfassern wichtiger, eine Gesamtdarstellung der französischen Nationalliteratur zu bieten, die preisgünstig und handlich ist und durch eine Fülle von Illustrationen zusätzliche Informationen liefert, als eine immer problematische und letztlich unerreichbare Vollständigkeit anzustreben. Sichtbar werden sollten insbesondere der geschichtliche Charakter der französischen Literatur und ihre Einbettung in einen umfassenderen gesellschaftlichen und politischen Prozess.

Die sozialgeschichtliche Perspektive ist daher der gemeinsame und neue Nenner der hier vorliegenden Literaturgeschichte. Literatur wird verstanden und interpretiert als die privilegierte künstlerische Äußerung von Menschen, die zutiefst in die Ereignisse ihrer Zeit eingebunden sind. Auf diese Weise wird vergangene Literatur mit neuem Leben erfüllt; sie erhält jene geschichtliche und soziale Funktion zurück, die die Epoche ihres Entstehens ihr zuwies oder auch verweigerte. Ein solches Literaturverständnis kann naturgemäß nicht allein die kanonisierten ›großen‹ Autoren berücksichtigen, sondern muss auch den ›Minores‹ der Literaturgeschichte einen Platz einräumen. Sie nämlich stellen häufig den durchschnittlichen Erwartungshorizont der jeweiligen Epochen dar, über den sich die ›großen‹ Autoren insofern erheben, als sie die zentralen Fragen ihrer Zeit zu einer repräsentativen Darstellung von häufig visionärer, ja utopischer Kraft verdichten. Im Zeitalter eines nicht normativen, ›demokratischen‹ Literaturbegriffs musste

daher auch den »kleinen« Autoren ein entsprechender Platz an der Seite der »großen« zugebilligt werden.

Die einzelnen Kapitel der Literaturgeschichte wurden von Spezialisten geschrieben, die sich durch ihre Arbeiten als Kenner der jeweiligen Epoche ausgewiesen haben. Ein besonderes Problem stellte die jeweilige Epochenbegrenzung dar. Selbst wenn es nicht möglich war, die – vor allem in französischen Literaturgeschichten übliche – Gliederung nach Jahrhunderten in allen Fällen zu vermeiden, sind doch die Epochengrenzen nicht in erster Linie ereignisgeschichtlich begründet; die Autoren waren vielmehr darum bemüht, den Zäsuren Rechnung zu tragen, die Umbrüche im Denken und Fühlen der Menschen markieren. Um die Einheit der einzelnen Epochen zu veranschaulichen, ist den entsprechenden Kapiteln eine sozialgeschichtliche Einleitung vorangestellt, die auch den sich wandelnden institutionellen Rahmen der Literatur berücksichtigt. (Eine Ausnahme bildet Kap. II, »Das hohe Mittelalter«, das in dieser Hinsicht unmittelbar an Kap. I, »Die Anfänge: Staat, Sprache, Literatur«, anschließt). Hier wird das Umfeld skizziert, innerhalb dessen sich die Literatur entfaltet. In den Kapiteln selbst gilt dann das vorrangige Interesse der Entwicklung der Großgattungen Epos/Roman, Theater und Lyrik; doch findet ebenso die oft verwirrende Fülle der auf diese Weise nicht systematisierbaren literarischen Formen und Erscheinungen wie Traktat, Moralistik, Essay, Brief, Chanson usw. gebührende Aufmerksamkeit. Entsprechend den Interessen und Entwicklungen unserer Gegenwart sind im Kapitel zur Literatur des 20. Jahrhunderts kurze Abschnitte auch den Bereichen Literaturtheorie, Literatur und Film und feministische Literatur gewidmet. Die Autoren hoffen, dass es ihnen gelungen ist, die französische Literatur von den Anfängen bis in die 80er Jahre unseres Jahrhunderts dem neuesten Kenntnisstand entsprechend anschaulich und lebendig darzustellen. Das Buch möchte nicht nur Studierenden der Romanistik sowie insbesondere des Faches Französisch und Schülern in Grund- und Leistungskursen ein zuverlässiges Arbeitsinstrument sein, sondern auch einem breiten Publikum Anreize zu eigener weiterführender Lektüre bieten und diese selbst kommentierend begleiten.

Ein Wort zur Benutzung der Literaturgeschichte. Aus den oben genannten Gründen wurde in den Kapitelüberschriften (und also auch im Inhaltsverzeichnis) auf eine Nennung der großen Autoren verzichtet. Doch ermöglicht das Autoren- und Werkregister leicht eine Information darüber, wo der jeweils gesuchte Autor behandelt bzw. genannt wird. Der leichteren Orientierung dienen darüber hinaus der Kolumnentitel am Kopf jeder Seite sowie, zusätzlich, die Stichwörter am Rande der einzelnen Abschnitte. Im Register erscheinen die Autoren mit Lebensdaten und unter ihrer vollständigen Namensform; das Erscheinungsdatum der besprochenen Werke – bei mittelalterlichen Texten das wahrscheinliche Abfassungsdatum; bei Theaterstücken mitunter das der Uraufführung (UA) und der Erstausgabe (EA) – findet sich dagegen jeweils dort im Text, wo ein Werk ausführlich besprochen wird. Eine Auswahlbibliographie, in der bevorzugt neuere deutschsprachige Werke berücksichtigt wurden, ermöglicht dem interessierten Leser selbstständige Weiterarbeit.

Die Autoren der hier vorgelegten Literaturgeschichte sind: Karlheinz Biermann, Brigitta Coenen-Mennemeier, Jürgen Grimm (alle Münster), Frank-Rutger Hausmann (Aachen), Sabine Jöckel (Münster), Ulrich Mölk (Göttingen), Dietmar Rieger (Gießen), Peter Wunderli (Düsseldorf), Margarete Zimmermann (Berlin). Welche Kapitel bzw. Abschnitte die genannten Autoren geschrieben haben, ist

auf S. IV angegeben. Der Herausgeber dankt allen Mitarbeitern für loyale Zusammenarbeit, die mitunter lebhafte Kontroversen nicht ausschloss.

Münster, im Mai 1989

Jürgen Grimm

Früh- und Hochmittelalter

Das mittelalterliche Frankreich vom Beginn bis zum 13. Jahrhundert

Innerhalb des tausendjährigen Zeitabschnitts, den die Humanisten abschätzig Mittelalter nannten, wird hier eine Phase vorgestellt, die für die Geschichte Frankreichs von großer Bedeutung ist. Ihre äußeren Begrenzungen sind der Anfang der französischen Geschichte mit der neuen Dynastie der Kapetinger und das 14. Jh. als Beginn der Krise des Spätmittelalters. Das 11. Jh. gilt als wesentlicher Einschnitt, da hier ein demographischer, wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung einsetzt, der bis zum 13. Jh. andauert und das mittelalterliche Europa zur Blüte führt. Das Ende des 11. Jh.s wird auch als Trennlinie zwischen dem ersten und dem zweiten Feudalzeitalter (Bloch) angesehen. Während das erste Feudalzeitalter noch eine Zeit der allgemeinen Unsicherheit und des Verfalls der öffentlichen Ordnung ist, zeichnet sich das zweite durch die Heraufkunft neuer sozialer Gruppen und Schichten, neuer Mentalitäten und Denkformen, durch eine neue Kultur aus. Mit der Cluniazensischen Reform, der Gottesfriedensbewegung, den Kreuzzügen, der kapetingischen Monarchie, der Gotik, der ritterlichen Kultur, der Universität und der Scholastik steht Frankreich an der Spitze dieser Entwicklung.

Periodisierung

Wie Deutschland geht Frankreich aus dem Zerfall des Karolingerreiches hervor. Der durch den Teilungsbrauch in Gang gesetzte Auflösungsprozess des gewaltigen Reiches Karls des Großen beschleunigt sich durch die Angriffe der Wikinger, Sarazenen und Ungarn. In der mutigen Abwehr der äußeren Bedrohung gewinnen regionale Machthaber so viel Ansehen, dass sie den Griff nach der Königskrone wagen können. Die Rivalität zu den rechtmäßigen Herrschern, den Karolingern, entscheidet sich im westlichen Teil des Reiches schließlich endgültig zugunsten der aufstrebenden Adelsfamilie der Kapetinger. Die Thronbesteigung Hugo Capets im Jahre 987 darf als Beginn der französischen Geschichte gelten, da von diesem Zeitpunkt an Frankreich deutlich als Gebilde mit eigenständiger Entwicklung in Erscheinung tritt. Der Dynastiewechsel kann jedoch den Machtverfall des Königtums nicht mehr aufhalten. Am Hof des französischen Königs finden sich nur noch kleine Adlige aus der unmittelbaren Umgebung ein; sein Herrschaftsbereich beschränkt sich auf einen Flickenteppich aus kleinen Gebieten zwischen Loire und Seine. Der hier augenfällig werdende Prozess der Zersplitterung von Herrschaft, in dessen Verlauf auch die französischen Provinzen entstehen, setzt sich bis auf die Ebene der einfachen Burgherren fort. Da ihre Burg für die schutzlose Bevölkerung die einzige greifbare Verkörperung von Frieden

Beginn der französischen Geschichte

Feudale Zersplitterung



Der Vasall kniet nieder und legt seine Hände in die des Herrn. Diese symbolische Handlung ist mit dem Eid Teil des Rechtsaktes, der das Vasallenverhältnis begründet.

und Ordnung ist, können sie sämtliche öffentliche Funktionen übernehmen und ihre Herrschaft frei an ihre Söhne vererben. Dieser Regionalisierungsvorgang ist zentrales Charakteristikum des ersten Feudalzeitalters. Merkmal der Feudalität ist aber auch die Vasallität, eine persönliche, durch einen Treueeid bekräftigte Bindung, in der der Dienstpflicht des Vasallen die Fürsorgepflicht des Herrn entspricht. Um seiner Verpflichtung zum Unterhalt nachzukommen, kann der Herr dem Vasallen ein Stück Land als Lehen (lat. ›feudum‹) zur Verfügung stellen. Die Karolinger bevorzugten diese Möglichkeit, weil sie sicherstellt, dass die Vasallen über ausreichende Mittel für die zunehmend kriegsentscheidende, aber kostspielige Ausrüstung eines Kriegers zu Pferde verfügen. Vom Mittel wird das Lehen jedoch schnell zur Begründung der Dienstpflicht. Eine Verdinglichung der Vasallität tritt ein, die ihren zentralen Wert, die Loyalität, durch die Erblichkeit der Lehen, ihre Weiterverleihung und die Mehrfachvasallität immer mehr in Frage stellt.

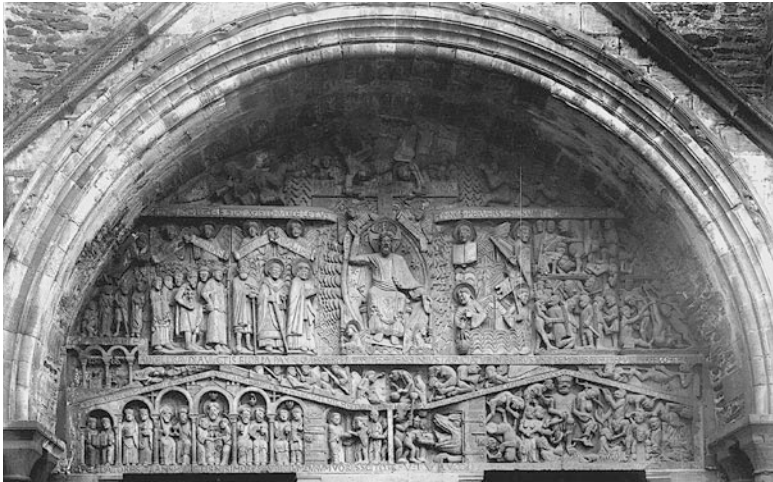
Kirchen und Klöster geraten zu dieser Zeit in völlige Abhängigkeit von den weltlichen Machthabern. Einige Feudalherren stellen sich jedoch die bange Frage, ob ihr Seelenheil bei so unwürdigen Vermittlern zwischen Laien und Gott nicht gefährdet sei. Aus dieser Besorgnis heraus wird das Kloster Cluny bei seiner Gründung 910 direkt dem Papst unterstellt. Es wird zum Ausgangspunkt einer das ganze Abendland ergreifenden Klosterreform. Sein ungewöhnlicher Erfolg gründet in dem Einklang zwischen dem klösterlichen Leben und den religiösen und gesellschaftlichen Vorstellungen des ersten Feudalzeitalters. Vorrangig für die Cluniazenser sind unablässige Gebete, Liturgie, Prachtentfaltung zu Ehren Gottes, Totengedächtnis und Armenfürsorge. So ist Cluny weder eine Stätte des Arbeitens noch des Denkens. Im klösterlichen Skriptorium werden Manuskripte nur deshalb abgeschrieben und reich verziert, weil sie Teil der Liturgie sind. Cluny setzt den durch Schenkungen erworbenen Reichtum ein, um prachtvolle Bauten zu errichten. Die Motive der Buchmalerei werden nun in Stein gehauen: Christus als richtender und strafender Gott in der Pose des Feudalherren, biblische Szenen, aber auch Monster, Drachen, Sirenen und Fratzen, die als Manifestationen des Teufels aus dem Heidentum in die christliche Vorstellungswelt übernommen werden. Die Romanik, deren Verbreitung im 11. Jh. mit der der Cluniazensischen Klosterbauten übereinstimmt, ist der erste nennenswerte Baustil seit der Antike.

Während des ersten Feudalzeitalters finden eine Reihe gesellschaftlicher Angleichungsprozesse statt. Adalbero von Laon fasst die hierdurch entstandenen gesellschaftlichen Gruppen 1030 nach ihrer jeweiligen gemeinsamen Aufgabe des Betens, Arbeitens oder Kämpfens zusammen. Seine Deutung wird als Schema der funktionalen Dreiteilung bezeichnet. Die Angleichung von Klerus und Mönchtum lässt sich mit dem Vorrang des Gebets vor der körperlichen Arbeit auch im monastischen Leben erklären. Für die Bauern wird die feine Abstufung der Grade von Freiheit und Unfreiheit hinfällig, da sie als Bewohner des nun in seinen Umrissen deutlich werdenden Dorfes von ihrem Herrn, dem Inhaber der öffentlichen Gewalt, gleichmäßigen Verpflichtungen unterworfen werden. Durch das Vordringen der Geldwirtschaft und das Vorbild der Städte wird es bis zum 13. Jh. zu einer fast allgemeinen Bauernbefreiung kommen. Die Familienstruktur des Adels ändert sich mit den politischen Verhältnissen. Adelsgeschlechter (›lignages‹) formieren sich in ausschließlich männlicher Linie, mit Ältestenerbrecht und strenger gemeinsamer Kontrolle über die Verwaltung der Güter, über Erbfolge und Heiraten. Die Burg als Stammsitz des Geschlechts, als weithin sichtbares Zeichen der Autorität, ist Grundlage des neu auftretenden Familiennamens.

Funktionale Dreiteilung



Der Teufel als Menschenfresser



Christus
als richtender Gott:
Mit der Rechten erhebt er
die Auserwählten, mit der
Linken verurteilt er die
Verdammten.

Die gesamte Gruppe der Waffentragenden wird unter kirchlichem Einfluss durch ein besonderes Ethos charakterisiert, das sich von nun an mit dem Begriff des Ritters (lat. »eques«) verbindet. In der von Aquitanien und Burgund ausgehenden Gottesfriedensbewegung versuchen Bischöfe in der 2. Hälfte des 10. Jh.s das durch keine Zentralgewalt mehr gebremste Kampfgebaren des Adels zu kontrollieren. Sie verpflichten die Waffentragenden durch einen gemeinsamen Schwur dazu, nicht um des Tötens willen zu kämpfen, sondern allein zum Schutz der Schwachen oder im Kampf gegen die Ungläubigen. Der Friede im Innern ist nur mit einer Ablenkung der Aggression nach außen zu gewährleisten. So ist es gewiss kein Zufall, dass der Aufruf zum Ersten Kreuzzug 1095 auf einem Friedenskonzil ergeht.

Gottesfriedensbewegung

Hauptcharakteristika des ersten Feudalzeitalters sind der Verfall der Zentralgewalt, das Vorherrschen einer kriegerischen Mentalität, eine durch Furcht, Reliquienkult und Heiligenverehrung geprägte Religiosität, eine in sich geschlossene Wirtschaft mit wenigen Verbindungswegen. In dieser Zeit entstehen aber auch die Voraussetzungen für den Aufschwung: Die Invasionen hören schon im 10. Jh. auf, die Pilgerfahrten beleben die Straßen neu, Kirchen werden gebaut, ein neues Wertesystem entsteht. Im 11. Jh. mehren sich die Zeichen für einen allgemeinen Aufschwung, der das zweite Feudalzeitalter einleitet. Dessen wesentliche Kennzeichen sind die Intensivierung des Handels, die Entstehung der Städte und der neuen Schichten von Kaufleuten und Handwerkern, das Aufkommen einer arbeitsteiligen Verkehrs- und Geldwirtschaft und einer neuen weltlichen Kultur. Auffälligstes Symptom der Aufwärtsentwicklung ist das Bevölkerungswachstum. Verbesserungen des Geräts und der agrarischen Techniken, Rodungen und Trockenlegung von Sümpfen verbreitern die Ernährungsbasis der Bevölkerung, die sich bis zum 13. Jh. ungefähr verdoppelt. Eine Folge ist die gesteigerte Mobilität, die am Zustrom der Menschen in die Städte und neu besiedelten Gebiete, an den Massenbewegungen der Pilgerfahrten und Kreuzzüge deutlich wird.

Erstes und zweites Feudalzeitalter

Bevölkerungswachstum

Ein neues Element in der mittelalterlichen Gesellschaft des 11. Jh.s sind die vorzugsweise an Kreuzungen von Handelsstraßen entstehenden und schnell wachsenden Städte. Die Stadt mit ihrem Kern, dem Markt, wird zum Mittelpunkt einer Wirtschaft, die nicht mehr ausschließlich auf dem Fernhandel mit Luxusgütern beruht, sondern auch auf einem intensiven lokalen Austausch zwischen

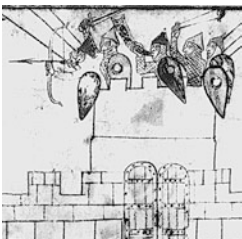
Aufschwung des 11. Jahrhunderts

Religiöse Bewegung

Stadt und Umland. Als Konsumptions-, Herstellungs- und Verteilungszentren treiben die Städte den Prozess der Arbeitsteilung voran und beeinflussen die agrarischen Strukturen nachhaltig. ›Stadtluft macht frei‹: In der Stadt gelten andere Regeln des Zusammenlebens als in der sie umgebenden feudalen Agrargesellschaft. Der Status eines gesonderten autonomen Rechtsbereichs, der die europäische Stadt des Mittelalters kennzeichnet, kann auf Verleihung durch einen Stadtgründer zurückgehen. Meist jedoch haben sich die Bürger selbst in Schwureinungen zusammengeschlossen und gegen ihren Stadtherrn eine ihnen gemäße Friedens- und Rechtsordnung erkämpft. Dieses gemeinsame Handeln schließt Konflikte innerhalb der Stadtgesellschaft nicht aus: Machtkämpfe zwischen Kaufleuten und Handwerkern im 13. Jh., das Problem der städtischen Armut. Das 11. und 12. Jh. erleben eine mächtige religiöse Bewegung, die sich nicht auf den monastischen Bereich beschränkt, sondern auch von einer neuen Art direkter, aktiver Religiosität in der städtischen Bevölkerung getragen wird. Die Zisterzienser greifen die reichen und mächtigen Cluniazenser heftig an, verzichten auf jeden Luxus und machen in entlegenen Gebieten Land urbar – mit dem Ergebnis, dass auch sie bald zu Reichtum gelangen. Da die monastische Idee sich so in der Praxis durch den wirtschaftlichen Erfolg der Organisationsform Kloster immer wieder selbst widerlegt, entstehen neue Versuche, dem religiösen Ideal entsprechend zu leben. Die städtischen Laienbewegungen werden von einer zunehmend institutionalisierten Kirche als ketzerisch eingestuft. Die städtischen Bettelorden (Franziskaner, Dominikaner), die ihre Aufgabe in der Predigtätigkeit sehen, treiben die Armutsforderung zu ihrer letzten und schließlich von der Kirche anerkannten Konsequenz. Die Dominikaner werden ihrerseits im Kampf gegen die Ketzer eingesetzt.

Wiederaufbau der Königsmacht

Die Veränderungen des zweiten Feudalzeitalters begünstigen einen Prozess der Machtkonzentration, der der feudalen Zersplitterung der Herrschaft nach und nach ein Ende setzt. Es bilden sich Herrschaftsmittelpunkte, Höfe heraus. Von besonderer Bedeutung ist die Festigung der Position des Königtums. Die Beschränkung der frühen Kapetingen auf ihre Hausmacht hat es ihnen erlaubt, solide Grundlagen für einen Wiederaufbau der Königsmacht zu schaffen. Denn die Krondomäne zeichnet sich durch eine günstige Lage (Île-de-France) und fruchtbare Böden aus und profitiert somit in hohem Maß von dem allgemeinen Aufschwung. Eine wesentliche Rolle bei der Durchsetzung des Königtums spielen die ideellen Grundlagen, der Königsmythos, der dem König sogar die Fähigkeit zuspricht, Kranke zu heilen und Wunder zu tun. Während Reims Krönungsort ist, wird das Königskloster Saint-Denis Grablege der Kapetingen und Aufbewahrungsort für die Insignien, die sich zu Symbolen Frankreichs entwickeln. Abt Suger von Saint-Denis (1081–1151) konzipiert die Lehnspyramide, von deren Spitze aus dem König der Zugriff auf alle Vasallen möglich ist. Als besonders wirksame Mittel zur Intensivierung der Königsherrschaft erweisen sich das Beharren auf formalen Rechtspositionen und der Aufbau von Institutionen. In seinen Rat nimmt der König nun fachlich geschulte Juristen auf, die eine neue rationale Rechtsprechung (z.B. Zeugenbeweis statt gerichtlichen Zweikampfes) einführen und im 13. Jh. das Parlament, das oberste Königs- und Berufungsgericht, zum Instrument der Ausbreitung der Königsmacht werden lassen. Im 12. Jh. droht noch einmal eine große Gefahr durch das gewaltige anglo-angevinische Reich, das unter Heinrich II. Plantagenet das kleine Gebiet des französischen Königs wie eine Klammer umgibt. Der spektakuläre Sieg des französischen Königs Philipp II. bei Bouvines 1214 setzt diesem Zustand ein Ende. Philipp gibt sich den Beinamen



Der Turm, Machtsymbol der Adelsgeschlechter

›Auguste‹ und legitimiert seinen Anspruch durch die Herstellung einer genealogischen Verbindung zu Karl dem Großen. Den Vorwand zur gewaltsamen Ausdehnung seines Machtbereichs nach Süden liefern dem König die Katharer, die im 12. Jh. das Armutsideal mit einer dualistischen Weltanschauung verbinden und eine Art Gegenkirche gründen. Im Bündnis mit der neuen Form der Ketzerbekämpfung, der Inquisition, und mit beutegierigen Baronen unternimmt er einen Kreuzzug gegen die Katharer, der zur Zerstörung der Herrschaft des Grafen von Toulouse führt (Albigenserkriege).

Reflex des Aufschwungs der Île-de-France ist auch der Siegeszug der von Abt Suger als Gegenentwurf zur Romanik konzipierten Gotik, der Kunstform der französischen Zentralmonarchie. Für Suger ist Kirchenbau Abbild des von Harmonie durchwalteten Kosmos. In dessen Zentrum steht das Licht, das seinen Ursprung in der göttlichen Liebe hat. Der lichtdurchflutete Raum ist so wesentliches Kennzeichen der Gotik. Ermöglicht wird er durch eine Reihe technischer Neuerungen, die immer höhere Kirchenbauten zulassen, sowie durch den Aufschwung der Kunst der bunt bemalten Kirchenfenster. Die Gottesvorstellung, die hier ihren Ausdruck findet, hat sich seit dem ersten Feudalzeitalter wesentlich verändert. Es ist nicht mehr der strafende, richtende und furchteinflößende Gott der romanischen Portale, sondern ein dem Menschen naher Gott der Liebe. In den Mittelpunkt der nun naturgetreueren Darstellungen rückt das Menschliche; die Bilder und Glasfenster dienen der Belehrung und Erbauung. Die Bewohner der Stadt nehmen aktiven Anteil am Bau der Kathedrale, wie die zahlreichen von Handwerkern gestifteten Kirchenfenster zeigen.

Neue Gottesvorstellung

Die Höfe – vor allem die des anglo-normannischen Kulturkreises – werden zu Ausgangspunkten für die Verbreitung von Laienbildung und einer neuen weltlichen Kultur. Die Ritter des zweiten Feudalzeitalters sind gebildeter als ihre Vorfahren und pflegen einen verfeinerten Lebensstil. Dies zeigt sich in der geräumigeren Wohnstatt, der raffinierteren Nahrung, der durch die Erfindung des Schnitts eng anliegenden Kleidung und in einem subtileren literarischen Geschmack. Das ritterliche Ethos wird zu einem Regelsystem für gesellschaftliches Verhalten entwickelt. Die Beherrschung dieser Vorschriften, die der Ritter nur durch die Vermittlung der Frauen erlangt, dient als Grundlage für ein gesteigertes Selbstbewusstsein. Das kulturelle Wertesystem, in dessen Mittelpunkt die höfische Liebe steht, wendet sich als Appell hauptsächlich an die Gruppe der ›jeunes‹: erwachsene, aber unverheiratete Ritter ohne ökonomische Grundlage. Sie ziehen in Gruppen auf der Suche nach Abenteuern und Beute umher und füllen die Reihen der Kreuzfahrer. Die Notwendigkeit, die aufgrund der straffen Heiratspolitik der ›lignages‹ im 12. Jh. zahlreichen ›jeunes‹ zu disziplinieren, überschneidet sich mit deren eigenem Bedürfnis nach Legitimation und ideeller Überhöhung. Eine Möglichkeit, sich in höfischem Benehmen zu üben, in spielerischer Weise Aggressionspotenzial abzuleiten und zugleich Ruhm und materiellen Gewinn zu erlangen, bietet das ebenfalls im 12. Jh. in Erscheinung tretende Turnier. Der Stellenwert der Literatur innerhalb der adligen Kultur spiegelt sich in dem selbstbewussten Bekenntnis der Dichter zu ihren Werken. Als Teil der Festkultur hat die Dichtung gemeinschaftsstiftende und -bestätigende Funktion; sie schafft kollektives Gedächtnis und sozio-kulturelle Legitimation. Das Selbstverständnis der Adelsgesellschaft speist sich aus der Gemeinschaft mit einer Galerie heldenhafter, realer und fiktiver, Ahnen, die in der genealogischen Literatur fixiert wird. Hierdurch wurzelt das Bewusstsein des französischen Adels in der ruhmreichen karolingischen Vergangenheit.

Ritterliche Kultur

Renaissance des 12. Jahrhunderts



Lehrer und Schüler

Kleriker

Universität



Die Geometrie

Auch die Bildungseinrichtungen erleben vom 12. Jh. an einen grundsätzlichen Wandel, gekennzeichnet durch die Rezeption antiken Denkens, das Auftreten einer Schicht von Intellektuellen, durch neue Einstellungen zu Autoritäten und Institutionen, die zur Entstehung der Universität und zur Herausbildung der Scholastik führen. Entscheidende Faktoren für diesen Wandel sind die Entwicklung der Städte und Höfe und der wachsende gesellschaftliche Bedarf an Spezialisten. Bei der Renaissance des 12. Jh.s handelt es sich um eine umfassende Aneignung antiken Wissens, eine Rezeption des römischen Rechts und der aristotelischen Schriften in ihrer Gesamtheit.

In der Folge der Kreuzzüge, d. h. der neuen Kulturkontakte mit der griechisch-byzantinischen und der islamischen Welt, beginnt eine umfassende Übersetzungstätigkeit, bei der Frankreich die Führung übernimmt. Die Kloster- und Domschulen verlieren ihr Bildungsmonopol durch den Aufstieg städtischer Kathedralschulen, an denen sich spezialisierte Studien entwickeln. Das Zurücktreten des geistlichen Elements zeigt sich auch in der Entstehung einer neuen Schicht von intellektuellen Klerikern (clercs), für die der geistliche Stand endgültig zum formalen Rahmen wird. Ein Begriffswandel verdeutlicht die Entwicklung: Kleriker ist nunmehr derjenige, der studiert hat, ungeachtet seines Standes und seiner Lebensform, während Laien Ungebildete sind. Der über Bildung verfügende Kleriker macht dem Ritter auf dem Gebiet der höfischen Liebe und der Kenntnisse gesellschaftlich-kultureller Normen Konkurrenz. Ein folgenreicher Mentalitätswandel vollzieht sich in Paris, das im 12. Jh. die einzige wirkliche Großstadt des Abendlandes ist und als Studienort besonderes Ansehen genießt. Dort tritt mit Abälard ein ganz neuer Typus des Lehrers und geistig Tätigen auf. Er ist der erste Intellektuelle des Abendlandes (Le Goff), der ohne jeden Respekt vor tradierten Lehrmeinungen und anerkannten Autoritäten mit kaum zu überbietendem Selbstbewusstsein auf seinen eigenen Verstand vertraut. Die Logik wird durch ihn zum Instrumentarium der theologischen Studien. Die Schüler strömen ihm zu, folgen ihm in seinem Auszug aus den Institutionen und verhehlen damit seiner Denkweise und Methode zum Durchbruch. In Paris entsteht die neben Bologna älteste Universität. Ihr Ursprung ist wie der der Stadtkommunen, der Gilden und Zünfte in einer Schwureinung zu gegenseitigem Schutz und gegenseitiger Hilfe zu suchen, der ›Universitas magistrorum et scholarum‹ von 1200. Die sieben freien Künste, bestehend aus dem Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und dem Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie), sind seit der karolingischen Renaissance Grundlage jeder Bildung. Jetzt werden sie mit Blick auf ihre gesellschaftliche Verwendbarkeit inhaltlich neu geprägt. Ein Beispiel dafür ist die Rhetorik, die durch die ›ars dictaminis‹ ersetzt wird. Diese lehrt das Abfassen von Texten, d. h. von Urkunden und Briefen. Die kritische, auf Logik gründende Texterklärung der Scholastik fördert überall rationalere Denkmuster und Verfahren. Ihrem Grundgedanken einer geschlossenen, intellektuell erfassbaren Welt entsprechend, bemüht sie sich um vollständige Inventarisierung und rationale Gliederung des Wissens in Enzyklopädien, den ›Summen‹ des 13. Jh.s. Im Bereich des Buches vollzieht sich ein tiefgreifender Wandel: Durch die gotische Buch- und Kursivschrift, durch rationellere Formen der Bücherherstellung und -gestaltung wird das Buch zum Gebrauchsgegenstand. Das Buchwesen geht mehr und mehr in die Verantwortung laikaler Schreiber und Hersteller über. Die Aneignung heidnisch-antiker Philosophie mündet jedoch unweigerlich in den Konflikt mit der Kirche, die eine Verselbständigung der Sphäre der Vernunft nicht duldet. Grenzen des Denkens werden hier deutlich.

Gegen Ende des 13. Jh.s werden in allen Bereichen Grenzen erreicht: Die Rodungsbewegung hat ihr Ende gefunden, da die zuletzt hinzugewonnenen Böden den Aufwand nicht mehr rechtfertigen und die Erträge nicht weiter gesteigert werden können. Das Bevölkerungswachstum ist über die Möglichkeiten der agrarisch strukturierten mittelalterlichen Gesellschaft hinausgegangen. Krisensymptome mehren sich und lassen ahnen, dass die Zeit des Aufschwungs zu Ende geht.

Grenzen des Wachstums

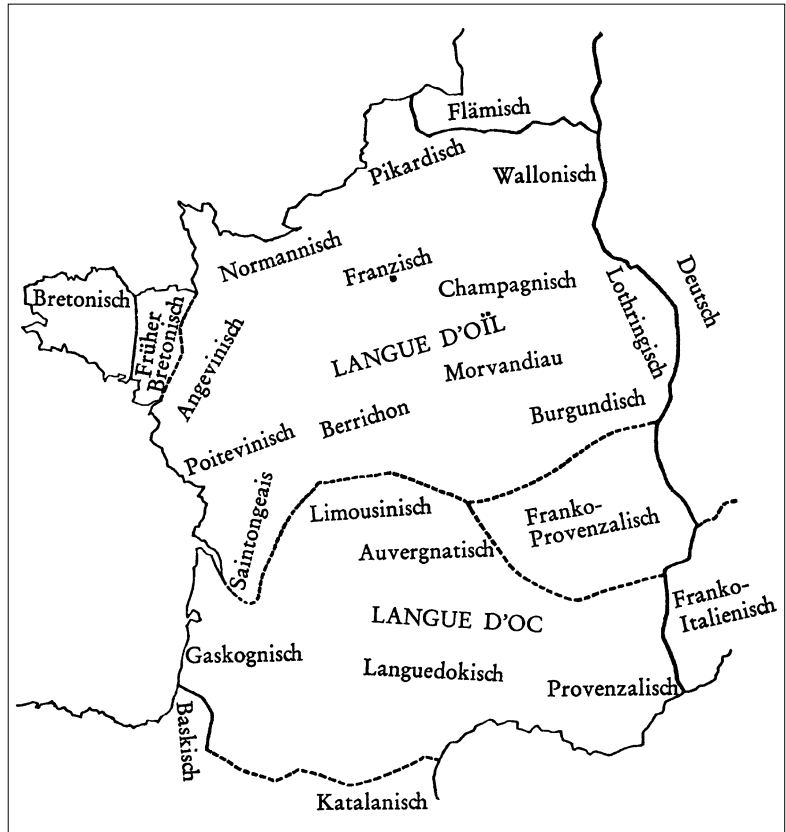
Anfänge volkssprachlicher Schriftkultur

Sprachgeschichtlicher Hintergrund: Zwischen Latein und Volkssprache

Bevor man sich über die französische Nationalliteratur zu verständigen und ihre Entwicklung zu umreißen beginnt, muss man zunächst in Rechnung stellen, dass die Sprache, die sie auszeichnen und langfristig überhaupt tragfähig machen wird, im frühen Mittelalter erst im Begriff ist, sich herauszubilden. Mitnichten handelt es sich dabei um eine einheitliche, ja nicht einmal um eine einzige Sprache; mit dem eigenständigen Okzitanischen konkurrieren viele französische Dialekte um den Vorrang als Literatursprache, und die Texte des 9. bis 11. Jh.s weisen noch viele linguistische Unsicherheiten auf. Das heutige Französisch verdankt seine Normierung erst dem 17. Jh. und den folgenden Jahrhunderten, nachdem die zentrale Lage und der politische und kulturelle Einfluss der Krondomäne (das unmittelbare Herrschaftsgebiet der französischen Könige in der Île de France) die Vorrangstellung der sogenannten ›langue d'oïl‹ gegenüber der südfranzösischen ›langue d'oc‹ begünstigt hat (›oïl‹ und ›oc‹ bezeichnen die nord- bzw. südfranzösische Variante für das Wort ›ja‹). Dass die okzitanische Sprache auf eine bedeutende frühe mittelalterliche Hochkultur verweist, wird sie im Laufe der Jahrhunderte nicht vor ihrer machtpolitisch motivierten systematischen Verdrängung bewahren.

Nach der Kolonisierung Galliens durch die Römer – ab 154 v. Chr. in Südfrankreich, der späteren Provence (Provincia Gallia Narbonensis), ab 58 v. Chr. im keltisch geprägten Norden im Zuge des Gallischen Kriegs unter Julius Caesar – hat sich in dem eroberten Gebiet eine galloromanische Sprechsprache entwickelt, die auf der Grundlage eines ›Vulgärlateins‹ durch verschiedene sprachliche Einflüsse besondere Charakteristika ausgebildet hat. Über einen langen Zeitraum hinweg vermischen sich mit dem nach Gallien hineingetragenen Lateinischen das sprachliche Substrat der keltischen Urbevölkerung, das durch friedlichen Austausch hinzugewonnene germanische Adstrat und schließlich das Superstrat der fränkischen Eroberer, die das Land unter Chlodwig I. im späten 5. Jh. einnehmen. Bis zum 9. Jh. verfestigt sich diese aus dem Vulgärlateinischen erwachsene Alltagssprache und kommt in dieser Phase der Zweisprachigkeit (Diglossie) neben dem gleichwohl weiterhin als Schriftsprache gepflegten Kulturlatein im mündlichen Gebrauch zur Anwendung. Dies setzt einen Ablösungsprozess der Volkssprache vom dominanten Latein in Gang, der schleichend, aber stetig fortschreitet. Die spezifischen Charakteristika der galloromanischen Varietät erweisen sich nämlich als so hartnäckig, dass sich auch die Alltagssprache von der klassischen Latinität zunehmend entfernt. Um 800 kommt es daher unter Karl

*Emanzipation der
Volkssprache*



Die dialektale Gliederung
Frankreichs um 1200

dem Großen zu einer Bildungsreform (Karolingische Renaissance), in deren Zuge eine Rückkehr zum klassischen Literaturmodell angestrebt wird.

Diese Sprachreform jedoch hat zur Folge, dass der Abstand zwischen dem volks- und dem kultursprachlichen Gebrauch des Lateinischen weiter wächst. Dort, wo sich das Romanische ausbreitet, greift es immer bestimmter Raum und erschließt sich allmählich zuvor rein lateinisch dominierte Bereiche. Besonders deutlich wird diese Entwicklung an einem folgenreichen Beschluss, den das im Jahr 813 in Tours abgehaltene Bischofskonzil fasst. Indem dieser die Verwendung der Volkssprache bei der Verkündigung um der besseren Verständlichkeit willen ermöglicht (»transferre [...] in rusticam Romanam linguam aut Thiotiscam quo facilius cuncti possint intellegere quae dicuntur«), ist das Romanische erstmals im öffentlichen Raum verankert. Damit ist der Grundstein auch für die Literarisierung der Sprache gelegt. Die an der lateinischen Sprache geschulten Kleriker sind nun offiziell berechtigt, ein Laienpublikum über die ihnen selbst oftmals viel geläufigere Volkssprache zu erreichen, und unternehmen dabei erste zaghafte Versuche, diese bislang nur im mündlichen Kontext existierende Sprache zu verschriftlichen. Noch erhaltene frühe Handschriften zeugen von diesem neuartigen Bestreben in dialektal unterschiedlich geprägten Regionen Frankreichs, so dass sich je nach Herkunft der Manuskripte sehr uneinheitliche, oft individuelle Schreiblösungen für das gesprochene Wort belegen lassen.

Die *Serments de Strasbourg*: Das erste volkssprachliche Schriftzeugnis

Beginnt die politische Geschichte Frankreichs mit der Inthronisierung Hugo Capets, des ersten Kapetingers, im Jahr 987 auf der Basis des geteilten Karolingerreiches, so ist zu diesem Zeitpunkt die altfranzösische Sprache in ihren vielfältigen dialektalen Varietäten im mündlichen Gebrauch längst etabliert; als Schriftsprache lassen sich ihre Spuren bis in die Mitte des 9. Jh.s zurückverfolgen. Als das früheste überlieferte zusammenhängende Zeugnis – kein literarischer Text im engeren Sinne, sondern vielmehr juristischer Natur – sind die zweisprachig abgefassten *Straßburger Eide* (*Les serments de Strasbourg*) anzusehen. Sie besiegeln ein Bündnis, das der westfränkische König Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, der ostfränkische König – beide sind Söhne Kaiser Ludwigs des Frommen (gest. 840) und Enkel Karls des Großen (gest. 814) – am 14. Februar 842 gegen ihren erstgeborenen Bruder Lothar geschlossen haben. Dessen Bestreben, unter seiner eigenen kaiserlichen Herrschaft die Einheit des großväterlichen Imperiums zu bewahren, lässt sich nicht dauerhaft realisieren. Schon im Folgejahr wird der Vertrag von Verdun geschlossen. Auf dessen Grundlage wird Lothar der geographisch mittlere Teil des fränkischen Reiches (Lotharii Regnum, Lorraine) zugewiesen, der auch italienisches Sprachgebiet beinhaltet; auf lange Sicht werden aus den west- und ostfränkischen Reichsteilen das heutige Frankreich und Deutschland entstehen.

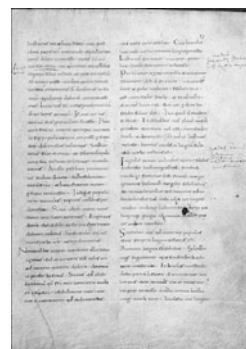
Entsprechend geben die von dem Chronisten Nithard, selbst Cousin der rivalisierenden Brüder, in den *Historiarum libri IV* bezeugten Eidesformeln Aufschluss über zwei Sprachen – im Text der Urkunde selbst werden sie als »Romana« bzw. »Teudisca lingua« bezeichnet. Jeder der Fürsten wendet sich im ersten der *Straßburger Eide* an die Gefolgschaft seines Bruders in deren Muttersprache, bevor die königlichen Unterhändler im zweiten Eid die Erklärung für ihre Heere bekräftigen. Mit dem wechselseitigen Schwur soll der Erbfolgestreit nachhaltig beigelegt werden. Ludwigs Gelöbnis lautet:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarei eo cist meon fradre Karlo et in aïudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunqua prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karlo in damno sit.

(Um Gottes Liebe und des Christenvolkes und unseres gemeinsamen Heils willen werde ich vom heutigen Tage an, so sehr mir Gott die Fähigkeit und Macht dazu verleiht, diesen meinen Bruder Karl unterstützen, sowohl in der Hilfeleistung als auch in jeder anderen Angelegenheit, so wie man rechtmäßig seinem Bruder beisteht, auf dass er mir genauso tue, und mit Lothar werde ich niemals ein Abkommen treffen, das meinem Willen nach diesem meinem Bruder zum Schaden sei. – Übers. R. Ißler)

Wortlaut und Satzbau des altfranzösischen Textes lassen die Orientierung an der lateinischen Schriftsprache klar erkennen. Es ist davon auszugehen, dass er auf Vorschlag bzw. unter Mitwirkung der Kanzleien beider Vertragsparteien zunächst in lateinischer Sprache entstanden und erst in einem zweiten Schritt in die Volkssprachen übersetzt worden ist.

Die früheste Quelle
der französischen
Schriftsprache



Die sogenannten
Straßburger Eide,
das erste erhaltene
Textzeugnis franzö-
sischer Sprache

Vorrang des Mündlichen

Bei allem Rekonstruktionsbestreben der Nachwelt ist die Nachrangigkeit des Schriftlichen im Mittelalter insgesamt hervorzuheben. Anders als in späteren Jahrhunderten gilt vor allem das gesprochene Wort. Der öffentliche Vortrag, hier durch lautes Verlesen des Vertragstextes in Anwesenheit der betroffenen Fürsten und Heere, begründet die Validität der Mitteilung. Ob es sich um Eidesformeln handelt wie im vorliegenden Fall oder um liturgische Zeremonien bzw. später um Heldenepen – für mittelalterliche Texte ist dies stets zu berücksichtigen. Die Fixierung auf das Mündliche erklärt auch das späte Auftreten literarischer Prosa in der Volkssprache, die erst mit dem 12./13. Jh., mehrere Jahrhunderte nach dem Einsetzen der Schriftkultur, gebräuchlich wird. Fast durchgehend werden alle Gattungen zunächst von der Versform dominiert, denn der Endreim dient den Vortragenden als verlässliche Gedächtnisstütze. Da für die Schriftsprache überdies noch kein verbindliches Modell existiert, lässt sich ihre Entwicklung und Emanzipation vom Lateinischen gerade an den frühen Überlieferungen besonders anschaulich nachvollziehen.

Frühe geistliche Literatur: Liturgie und Heiligenverehrung

Da der kleine Kreis der Schriftkundigen – man geht heute von einer Quote von nicht mehr als 5 % aus – lateinisch alphabetisiert und klerikal geprägt ist, sind die ersten belegten literarischen Texte in altfranzösischer Sprache, ebenso wie die ersten Gattungen, die in der Volkssprache zur Verwendung kommen, von der lateinischen Tradition bestimmt und wurzeln, wenn nicht im diplomatischen, so vor allem im geistlichen Kontext. Erste systematische Bibelübertragungen in die Volkssprache sind zwar erst ab dem 12., eine komplette französische Bibel sogar erst Mitte des 13. Jh.s belegt; schon zu Beginn des romanischen Schrifttums werden jedoch kleinere erbauliche Texte erzählenden oder szenischen Charakters, z. T. auf provisorische oder fragmentarische Weise, notiert.

*Heiligenviten, Legenden,
Passionen und Mirakel*

Dass u. a. Heiligenviten und -legenden (‘*légendes hagiographiques*’) zu den nachgewiesenen Textsorten gehören, ist kaum verwunderlich, eignen sie sich doch durch ihr ausgeprägtes Identifikationspotenzial besonders zur Verkündigung und Integration in die Feier der katholischen Messe, etwa indem sie unschwer in Predigten und exemplarische Erbauungsansprachen oder in den liturgischen Rahmen selbst aufgenommen werden können. Verbreitete Typen der christlichen hagiographischen Gattung sind Heiligenviten und Märtyrerpassionen, die umfassend über Leben und Tod einer bzw. eines Heiligen berichten, aber auch Mirakel und Bekehrungslegende, d. h. Schilderungen eines wunderbaren oder glaubensbegründenden Lebensausschnittes der verehrten Heiligenfigur. Ihnen allen liegt als zentrale Motivation ein ausgeprägtes narratives Interesse zugrunde, in dem die Entwicklung der französischen Nationalliteratur in früher Zeit bereits angelegt ist. Hervorzuheben sind die sogenannte Eulaliasequenz aus dem 9. Jh., ein lateinisch-wallonisches Predigtfragment über den Propheten Jonas und eine *Passion du Jésus-Christ* in nord- und südfranzösischer Mischsprache aus dem 10. Jh. sowie das Leodegarlied (um 1000).

*Die Cantilène de Sainte
Eulalie*

Der Text, der den Beginn der französischen Literaturgeschichte markiert, stellt mutmaßlich ein solches Beispiel aus der Messliturgie dar. Die Eulaliasequenz (*Séquence* oder *Cantilène de Sainte Eulalie*, um 882) entsteht rund vier Jahrzehnte nach den *Serments de Strasbourg* und ist auch musikhistorisch bedeutsam. Als ›sequentia‹ wird eine hymnische Liedform bezeichnet, die die letzte Silbe des Hal-

leluja (»Jubilus«) in der später als gregorianisch bezeichneten Choraltradition nicht mehr nur melodisch-melismatisch umspielt, sondern – als Gedächtnisstütze – mit einem eigenständigen Textabschnitt belegt. Seit dem karolingischen Zeitalter etabliert, entwickelt sich diese einstimmige Gesangsform gerade vom 9. Jh. an weiter. Die Sequenz von der Leidensgeschichte der Eulalia, der einzige erhaltene volkssprachliche literarische Text in merowingischer und karolingischer Zeit, ist – entgegen ihrer Verbreitung im südlichen Frankreich und in Spanien – in einem der wichtigen altfranzösischen Dialekte des Nordens, dem Pikardisch-Wallonischen, festgehalten; in dieser Region, namentlich in Valenciennes (Kloster St. Amand), wurde das Manuskript 1837 durch Hoffmann von Fallersleben entdeckt. Das hohe Alter der Handschrift kontrastiert mit ihrer relativ geringen Verbreitung, gleichwohl stellt der Text einen singulären Fall volkssprachlicher Sequenzen-Nachahmung dar.

In der Handschrift geht dem Text eine lateinische Vorlage voraus, gefolgt wird er vom deutschsprachigen *Ludwigslied*. In 14 Verspaaren und einem Halbvers besingt der Text das Martyrium der Hl. Eulalia von Mérida. Die zwölfjährige Christin war um 300 von römischen Soldaten verfolgt und lebendig verbrannt worden, nachdem sie sich der römischen Vielgötterei offensiv verweigert hatte. Die grausame Folter und Enthauptung kann ihr jedoch in der *Cantilène* nichts anhaben: Frei von Sünde entschwebt ihre Seele der Legende nach in Gestalt einer weißen Taube in den Himmel:

La domnizelle celle kose non contredist,
volt lo seule lazsiar, si ruovet Krist.
In figure de colomb volat a ciel.
Tuit oram, que por nos degnet preier.
Qued auisset de nos Christus mereit,
post la mort et a lui nos laist venir
Par souue clementia. (Verse 23–29)

(Das Mädchen widerspricht dieser Sache [gemeint ist die Dekapitation] nicht, sie will die Welt verlassen und bittet Christus darum. In Gestalt einer Taube fliegt sie zum Himmel empor. Wir alle beten, sie möge für uns bitten, dass Christus sich nach dem Tod unser erbarme und uns durch seine Milde zu sich kommen lasse. – Übers. R. I.)

Der Text fällt in eine Zeit, in der die Diskrepanz zwischen der gesprochenen Volkssprache und dem einfachen Kirchenlatein bereits so groß ist, dass die wachsenden Verständnisschwierigkeiten die Verwendung des Altfranzösischen auch im Kontext der Gottesdienstfeiern notwendig machen, wie die Entscheidung des Konzils von Tours im frühen 9. Jh., die »rustica Romana lingua« in die Predigt einzuführen, belegt.

Trotz der Herausforderung der schriftlichen Fixierung für den mündlichen, gesungenen Vortrag weist der Text durchaus schon literarische Merkmale auf, wie nicht nur die Versverwendung zeigt. Je zwei Verse sind z. B. am Ende durch Assonanz verbunden. Auffällig ist an dem frühen Text, dass darin das später übliche silbenzählende Prinzip der französischen Dichtung aufscheint, sich aber noch nicht gegen das akzentuierende System der lateinischen durchgesetzt hat. Vielmehr ist den Versen ein daktylischer Rhythmus abzulauschen, der sich auch in der spätantiken lateinischen Vorlage des Prudentius (348–410) nachweisen lässt.

Die Vie de Saint Léger

Tatsächlich entstehen neben der Eulaliasequenz noch weitere Texte der frühen französischen Literatur im Umkreis der Heiligenlegende. Der älteste bekannte erzählende Text dieser (weiterhin in lateinischer Sprache gepflegten) Gattung in der Volkssprache, *La vie de saint Léger*, nun bereits um das Jahr 1000 entstanden, berichtet in 240 assonierenden, zum Teil schon reimenden Achtsilbern in Strophen zu sechs Versen vom Martyrium des Hl. Leodegar, der im 7. Jh. Bischof von Autun (»de Hostedun évesque«) war. Diese Lebensbeschreibung ist der lateinischen Leodegarvita des Ursinus von St.-Maixent (Poitou) über den früheren Abt desselben Klosters nachempfunden und verfolgt wie sie das Ziel christlicher Idealisierung jenseits der historischen Wahrheit. Die *Vie de saint Léger* entpolitisiert das mit der Geschichte Burgunds verbundene Geschehen. Die Verstrickung Leodegars in Querelen um die Thronbesteigung des (historisch erst fünfjährigen) Frankenkönigs Childerich II. (Chielperics) tritt hinter die Schilderung des Leidensweges des späteren Heiligen zurück. Sein Martyrium wird gleich in der ersten Strophe angekündigt:

Domine deu devemps lauder
 et a sos sancz honor porter;
 in su' amor cantomps dels sanz
 que por lui augrent granz aanz;
 et or est temps et si est biens
 que nos cantumps de sant Lethgier.
 Primos didrai vos dels honors
 que il auuret ab duos seniors;
 après ditrai vos dels aanz
 que li suos corps susting si granz,
 et Evvrüins, cil deumentiz,
 que lui a grand torment occist. (Verse 1–12)

(Gott den Herrn sollen wir loben und seinen Heiligen Ehre bekunden. In seiner Liebe singen wir von den Heiligen, die um seinetwillen große Schmerzen erleiden. Und nun ist es an der Zeit und ist es gut, dass wir vom Hl. Leodegar singen. Zuerst werde ich euch von den Ehren berichten, die ihm von zwei Herren zuteil wurden. Danach werde ich euch von den großen Schmerzen berichten, die sein Körper erlitt, und von Ebroin, diesem Gottesleugner, der ihn nach großen Qualen tötete. – Übers. R. I.)

Erbitterter Widersacher des Bischofs nämlich ist der sogenannte Hausmeier (Maiordomus) Ebroin (Evvrüins), der den Protagonisten blenden, ihm Lippen und Zunge herauschneiden und ihn schließlich enthaupten lässt. Die grausame Folter wird jedoch der Logik der Gattung gemäß ins Positive gewendet, und Gott selbst bewirkt die wundersame Heilung des Verstümmelten. Hält ihn schon der Verlust seines Artikulationsvermögens nicht davon ab, zu predigen und Gott zu preisen, so verharret sein Leib auch nach der Dekapitation noch reglos über mehrere Tage, und die von Ebroin geschickten Henker fallen reumütig vor ihm auf die Knie.

Die Vie de Saint Alexis

Weist die Leodegarvita bereits ansatzweise auf die erzählerische Kraft voraus, welche die Epik des französischen Mittelalters in der Folgezeit nachhaltig bestimmen wird, so lässt sich diesem epischen Gestaltungswillen viel deutlicher noch in einer anderen Legende nachspüren. Die *Vie* oder *Chanson de saint Alexis* (um

1040), als Aufruf zur Nachfolge Christi an ein breites christliches Publikum gerichtet, hebt sich von den genannten frühen Heiligenlegenden und ihrer religiösen Intention durch ein besonderes Maß an Literarizität ab und bleibt nicht auf den französischen Sprachraum beschränkt. Der Text stammt offenkundig von einer einzigen Hand, was nicht selbstverständlich ist, und weist eine wohldurchdachte Organisation auf, die formal und stilistisch schon Spuren der als weltliche Gattung bereits erblühenden *Chanson de geste* erkennen lässt. Dass die 625 Verse, in je fünf Verse umfassende Strophen gruppiert, je zehn Silben umfassen, ist insofern eine wichtige Neuerung, als der »déca-syllabe« mit dem Alexiuslied in der französischen Literatur salonfähig wird. Der anonyme Autor (möglicherweise Tetbald de Vernon, ein Kleriker aus Rouen) schmückt seinen Text mit lebendigen monologischen und dialogischen Redeelementen und rückt ihn damit bisweilen in die Nähe dramatischer Literatur.

Erzählt wird, passend zum Zeitgefühl des von Missernten und wirtschaftlicher Not gezeichneten 11. Jh.s, die Geschichte des entbehrungsreichen Lebens eines vormals wohlhabenden römischen Christen, der nach Ausbildung und Dienst für den Kaiser der Welt entsagt, weil er zu der Überzeugung gelangt ist, himmlische Wahrheit (»celeste verité«) nur durch Askese erreichen zu können. Ungeachtet seiner gesellschaftlichen Stellung als Sohn aus adeligem Hause gibt Alexis aus bedingungsloser Liebe zu Gott (»parfit'amor«) Stand und Reichtum auf, verlässt seine Eltern und seine Frau und begibt sich noch in der Brautnacht auf Pilgerschaft nach Kleinasien. Die Reaktionen der zurückgelassenen Familie deuten die Lebendigkeit des Textes bei zugleich planvoller Sprachverwendung (Isometrie, Assonanz) an:

Ço dist li pedre: »chiers filz, com t'ai perdut!«
 respont la medre: »lasse! Qu'est devenuz?«
 ço dist la spouse: »pechiez le m'at tolut.
 amis, bels sire, si pou vos ai öüt!
 or sui si graime que ne puis estre plus.« (Verse 106–110)

(Dies sagte der Vater: »Mein lieber Sohn, wie habe ich dich verloren!« Es antwortete die Mutter: »Ach! Was ist geschehen?« Dies sagte die Braut: »Sünde hat ihn mir genommen. Freund, guter Herr, so kurze Zeit habe ich euch gehabt! Nun bin ich so bekümmert, dass ich nicht mehr sein kann.« – Übers. R. I.)

Unerkannt lebt Alexis 17 Jahre lang als Bettler in der Stadt Alsis (Edessa) nahe der türkisch-syrischen Grenze – aus dieser Region stammt übrigens die früheste Überlieferung der Heiligenlegende –, nachdem er sein gesamtes Vermögen an Bedürftige verschenkt hat. Er scheut jedoch den Lobpreis der Menschen und flieht erneut, als man ihn für einen Heiligen zu halten beginnt. Sein Schiff treibt ihn, vom Sturm umgelenkt, nach Rom zurück. Selbst seinem Vater gegenüber gibt Alexis sich nicht zu erkennen und bittet vielmehr als Bettler um Asyl unter der Treppe (»soz ton degret«) des elterlichen Hauses. Weitere 17 Jahre später – die Wiederaufnahme der Zeitdauer ist nur ein Beispiel für den symmetrischen Bau der Vita –, im Bewusstsein des nahen Sterbens, hält Alexis seine Lebensgeschichte selbst auf einem Pergament (»chartre«) fest, das er bis zu seinem Tode bei sich trägt. Der Papst, dem eine himmlische Stimme von Alexis gekündet hat, begibt sich mit zwei Kaisern auf die Suche nach ihm, findet durch das eigenhändige Manuskript die Heiligkeit des Verstorbenen legitimiert und nimmt ihn kraft seines

Amtes in die Gemeinschaft der Heiligen auf. Die Römer (»la gent de Rome«) bejubeln und verehren den Verstorbenen, den sie zeit seines Lebens verkannt haben.

Überregionale Verbreitung

Eingestimmt wird der Zuhörer in die Legende über deren Einbettung in die Alter der Weltgeschichte, die von der biblischen Urgeschichte bis zum Zeitalter Jesu Christi führen. Der in der Gegenwart verlorene Glanz solle durch die *Imitatio Christi* wie in der Zeit der Vorfahren wiedererstehen, so die ersten Verse vor Einführung der Alexisfigur:

Bons fut li siecles al tems ancïenour,
 quer feiz i eret e justise ed amours,
 s'i ert credance, dont or n'i at nul prout;
 toz est mudez, perdude at sa colour:
 ja mais n'iert tels com fut as anceisours.
 Al tems Noé ed al tems Abraam
 ed al David, cui Deus paramat tant,
 bons fut li siecles, ja mais n'iert si vaillanz;
 vielz est e fraïles, toz s'en vait declinant,
 si'st empeiriez, toz biens vait remanant.
 Puis icel tems que Deus nos vint salver,
 nostre anceisour ourent crestïantet,
 si fut uns sire de Rome la citez;
 riches om fut, de grant nobilitet;
 por çol vos di, d'un son fil vueil parler. (Verse 1–15)

(Gut war die Welt zur Zeit der Alten, denn Treue war da und Gerechtigkeit und Liebe, und Glaube war da, wovon es jetzt nicht genug gibt; sie ist ganz verändert, verloren hat sie ihre Farbe: Niemals wird sie wieder so sein, wie sie bei den Alten war./Zur Zeit Noahs und zur Zeit Abrahams und zu der Davids, den Gott so sehr liebte, war die Welt gut: Niemals wird sie wieder so wertvoll sein; alt ist sie und brüchig, immer mehr geht sie dem Ende zu, und sie ist in Verfall geraten, alles Gute schwindet immer mehr./Nach dieser Zeit, als Gott [Christus] zu unserer Rettung kam, empfingen unsere Ahnen das Christentum. Und unter ihnen war ein Herr aus der Stadt Rom; er war ein reicher Mann, von hohem Adel. Ich sage euch das deshalb, weil ich von einem seiner Söhne berichten will. – Übers. F.-R. Hausmann, R. I.)

Die *Vie de Saint Alexis* gilt als »hagiographischer Bestseller« (E. Köhler) seiner Zeit. Die besondere Bedeutung dieser Legende ermisst sich u. a. daran, dass sie – von Syrien über Konstantinopel ins westliche Europa gelangt – vom Griechischen über das Lateinische in die europäischen Volkssprachen, etwa nach England, Spanien und Italien, ausstrahlt. Der französischen Fassung werden weitere Nachdichtungen folgen, und gerade für die Verbreitung des französischen Alexiusliedes, auch außerhalb des kirchlichen Vortragsrahmens und sogar außerhalb des Alexiustages, gibt es Belege, die sich mit Blick auf eine Öffnung der französischen Literatur über die Landesgrenzen hinweg interpretieren lassen. Für die Fortentwicklung des Französischen bedeutet dies nichts weniger, als dass im 11. Jh. eine Sprache vorliegt, die trotz ihrer dialektalen, hier normannischen Einsprengsel überregional bereits weithin verstanden und gepflegt wird.

Frühes Theater

Deutlich geistlichen Bezug hat auch das frühe französische Theater, das sich ebenfalls aus der lateinischen Tradition heraus entwickelt und im Kontext kirch-